

Aus dem Tagebuch der Schriftstellerin Radka Denemarková - 4. Teil

Wie kann eigentlich ein Schriftsteller oder eine Schriftstellerin das eigene Schaffen reflektieren, wie wählen sie aus dem Strom der Gedanken und der bereits formulierten Sätze die „richtigen“ aus? Wissen Sie, dass Goethes Mutter heiße Schokolade liebte? Wie ist Frankfurt am Main? Antworten von **Radka Denemarková** finden Sie im vorletzten Feuilleton aus Wiesbaden. Und selbstverständlich fehlt zum Schluss nicht eine Kostprobe aus „*Tod, du wirst dich nicht fürchten.*“

MIT DEBORA IM RÜCKEN IV RADKA DENEMARKOVÁ

Wann bin ich mich selbst. Wenn ich schreibe. Schreiben als ginge es um Leben und Tod ist nicht nur eine Redewendung. Ich weiss schon, wie der Baum vor meinem Fenster heißt. Ginkgo Biloba. Einen neuen Satz erschaffen, eine reine Linie, während sich einem alle die Klischees und Phrasen über die Zunge drängen, ist als würde man einen Felsen mit einem Hammer zertrümmern. Damit er in Stücke auseinanderfällt, aus denen man eine neue Form schaffen kann. Meine Texte sind durchdachte Partituren, jede Note hat ihren Platz. Ungern zeige ich der Welt mein wahres Gesicht. Ich fürchte mich, dass ich es verlieren könnte. Manche Sätze reisse ich aus wie altes Parkett. Ich muss jeden Tag schreiben. Wie ein Maler, der zeichnet und zeichnet... Die einzige mögliche Vorbereitung zur Aneignung einer Technik der Wörter. Damit man weiterkommt, zu einer eigenen Idee von Kunst. Immer wenn ich wohin fahre, fließen die Einfälle in einem Strom, reichhaltig... Da die Gedanken nicht zersplittern. Jeder Satz ist ein Keim, eine Frucht, aus der weitere reifen werden. Ich wickle die Geschichten wie Korallen eines Halsbands auf. Sie jagen sich gegenseitig und die Figuren geben sich den schwarzen Peter. „Und ich frage mich, wer da immerfort pocht.“ „Das Geld von Hitler“ „Wohin mit überschüssiger Zärtlichkeit.“ Die Körper der Figuren aufladen, sie an Orten rauswerfen, wo sie es nicht erwarten, sie in Situationen führen, wo sie werden staunen müssen. Und standhalten. Wenn ich das Schreiben nicht hätte... Im Kopf eingemauerte Gedanken, wohin mit ihnen. Ich fühle mich gut zwischen Wörtern, unter diesen Kindern, die ich geboren habe, auch unter den Waisen, die ich adoptiert habe. Meine Texte sollen nicht schön sein (und ich hoffe sie sind es auch nicht), sondern wahrhaftig. Wie der Schmetterling Pfauenauge. Geschlossen, unauffällig, dunkelbraun. Sobald sie sich öffnen, ein Schmaus für das Auge und die Seele. Ich glaube nicht, dass ich die Welt erlösen werde. Mein Motto. Paulus Briefe an die Korinther. „Wer ist schwach, und ich nicht schwach? Wer kommt zu Fall, und ich brenne nicht?“ Alles kocht in mir, wird zu neuem Teig angemacht. Das Filmdrehbuch habe ich fertig. Schon freue ich mich, etwas neues zu schreiben. Sobald ich Lébl und „Wohin mit dem Überschuss an Zärtlichkeit?“ fertig geschrieben habe. Immer, wenn ich etwas beende, erscheint es mir schwach im Vergleich zu dem, was ich vorhatte. Also zum Geschehen vor den Fenstern...

Ich forsche weiter nach Debora. Die auf diesem Stuhl vor mir gesessen hat. Sie wohnt im amerikanischen Wisconsin. In der Stadt Appleton. Wo der Zauberer Houdini geboren wurde und der Senator McCarthy. Der wiederum in den fünfziger Jahren Hexenjagd machte. Man hat ihnen dort ein Museum errichtet. Im ersten Stockwerk Houdini, im zweiten McCarthy. Houdinis Nachfahren haben protestiert, sie fürchteten sich um die Familienzauber und -tricks. McCarthys Nachfahren protestierten nicht. Sie waren stolz. Sogar die Anleitung gaben sie dazu....

Goethes Geburtshaus in Frankfurt am Main. Eine gutsituierte Familie, die im Kerzenleuchter gar zwei brennende Kerzen haben konnte, Adelige jener Zeit sogar drei. Mit Energie wird von jeher gespart. Die Mutter hat insgesamt sieben Kinder geboren. Zwei haben überlebt. Johann und

Cornelia. Das Milieu, in dem die Kinder aufwuchsen. Eine Bibliothek, ein Marionettentheater und Gemälde. Die Mutter liebte Schokolade: damals eine Rarität. Während der Sohn auf dem Sterbebett mehr Licht wünschen wird, hat die Mutter einen einzigen letzten Wunsch: einen Kelch heißer Schokolade. Zehn Jahre war sie Witwe, eine positive, gesellschaftliche, vitale Frau.

Johann besucht sie später nur zweimal. Nicht einmal zum Begräbnis erscheint er. Ich denke an Cornelia. Sie bekommt zu Hause dieselbe Bildung wie ihr Bruder. Die Strafe. Da sie nicht weiterfahren kann, nicht studieren kann, muss sie heiraten. Sie ist zur falschen Zeit geboren. Goethe ist ihr gegenüber auch nicht allzu sanftmütig. Schonungslos stimmt er ihren Befürchtungen zu, dass sie nicht einmal genug hübsch ist, sodass ein Warten auf die Liebe keinen Sinn hat. Er schreibt ihr vor, was sie lesen soll. Was sie heimlich ignoriert. Ihrem Vater gefällt zeitgenössische Literatur nicht, dennoch kauft er den Kindern Klopstock. Ich bin stolz auf mich, manche Computerspiele gefallen mir nicht, aber trotzdem kaufe ich sie meinen Kindern...

Die Deutsch-Tschechische Gesellschaft veranstaltet Konzerte, Lesungen... Mit finanzieller Unterstützung der Dresdner Bank. Als ich vor dem Klavierkonzert aus dem 31. Stockwerk auf Frankfurt runterschaute, blinkte zwischen den Hochbauten ein seltsam marktschreierisches, auffälliges, riesiges Haus. Schön eingestrichelt inmitten der Großstadt von Büros. Ein Bordell. Die Herren in Anzügen vergessen nichts. Die Menschen, die hier meine Familie sind, Marianne Strasser, Professorin für Englisch und Literatur am Gymnasium, wo ich ein Gespräch hatte. Mit Hartmut Holzapfel aus dem Moseltal. Die Journalistin und Schriftstellerin Ulrike Krickau besitzt ein kleines weißes Haus unter einem Weinberg. Ein Schlauch, drei Stockwerke, jedes hat 45 Quadratmeter. Hartmut, ich und Ulrike. *Ein strukturierter Mann und zwei unstrukturierte Frauen*. Ulrike strickt, während sie liest. Ein Spaziergang mit dem Hund durch den Weinberg. Ein Weihnachtsbazar in der Ortsschule. Ulrike hat von einem Tag auf den anderen den Gesellschaftsrhythmus von Frankfurt am Main verlassen. Am schönsten ist sowieso der Blick auf den Vollmond durchs Dachfenster. Hinauf. Wo es kein Bordell gibt.

Einen ganzen Nachmittag verschlang das Fotografieren. Das lokale Literaturhaus fertigt Porträts aller Schriftsteller an, sie kommen in Buchform raus. Ramune Pigagaité. Ich habe die verrückten Einfälle ausgehalten. Ich werde sie auch bei der Lesung am Donnerstag in Frankfurt am Main aushalten. Ich entlockte ihr ihre Geschichte. Sie ist eingenommen von Bildern, ich von Wörtern. Paralleles Glück. Eine lithauische Fotografin, die seit fünfzehn Jahren in Frankfurt lebt. Der Mensch ist ein unverlässlicher Zeuge des eigenen Lebens. Wie möchte ich dann vom Leben anderer zeugen....

Eine Kostprobe aus dem Buch „Tod, du wirst dich nicht fürchten“:

„Die Demut nicht verlieren, sobald ich sie verliere, wird alles schiefgehen. Mein inneres Motto beim Schreiben dieses Buchs, Rilkes Worte: *„Aus der Fülle des Lebens geht hervor, dass man ein beliebiges Werk anfangen kann. Wir müssen aber die Sicherheit haben, nicht aus Abneigung zu handeln, aus Widerstand gegen ungünstige Umstände oder – mit Rücksicht auf die anderen – aus jeglicher Art von Ehrgeiz. Wir müssen die Sicherheit haben, dass wir mit Willen, Kraft, mutig und entschlossen handeln – so wie es nötig ist.“*

„...mein Leben, außer die Bühnenarbeit, ist im Grunde unerträglich...“

Das Gehirn und das Bewusstsein, zwei Seiten derselben Münze. Sie beherrschen die Existenz jedes einzelnen. Im Oktober 1995 fertigt er einen Umschlag und einen Brief in identischer grafischer Gestaltung an. Mit brauner Tempera der Satz: „Umfange mich, Gewirr der Narretei und der Qual.“ Er schließt die Augen und sieht sie alle. Aus ihren Mündern gleiten lange Zungen, die

sich bewegen. Gewandt. Er ist es, über den sie munkeln. Mit Gift getränkt. Er steht auf und stößt im Dunkeln gegen Dinge. Sie stoßen gegen ihn. Schmachvoll stießen sie in der schwarzen Dunkelheit gegen das Nichts. Er kuschelt sich in einer Ecke des eigenen Zimmers zusammen, das sich neigt und Fratzen schneidet. Auf allen Vieren tastet er sich ins Bett zurück, zieht die Decke übers Kinn, schlägt die Ränder um, nur seine Augen schauen raus, die Augen glotzen und er wünscht sich, dass sie schon verschwänden, ihre Giftzungen einsteckten. Was hat er eigentlich begangen? Die Angst wird von der Morgendämmerung durchblutet, in Wut verwandelt, in hasserfüllte und zornige Müdigkeit. Sie schnurrt ihm den ganzen Tag im Rücken, hebt auf Fäden seine Glieder hoch, seine Augenlider, die Bewegungen der Finger, wenn er Tee aufgießt und erschöpft schlürft. Mit seinen Lippen umspannt er den Rand der Tasse, saugt sich an der Sicherheit fest.

Jemand war im Zimmer, jemand war in der Wohnung und beobachtete ihn. In der Küche über dem Waschtrog, im Spiegel sieht er ein feindseliges Gesicht, greift nach einem unfassbaren Feind. Sich die Haut vom Gesicht abreißen, wegschälen, nein das ist schonend und zärtlich, wegreißen, wie Frauen mit heißem Wachs die Depilation machen. Er holt aus und knallt die Tasse mit aller Kraft in die Mitte des glänzenden Sees. Er birst, bekommt Risse. Doch hält er beieinander. Rund um jenes Gesicht sind Stacheln gewachsen, lange Splitter, die im Fleisch stecken, ein Heiligenschein. Er schlägt ein zweites Mal zu. Die zerbrechlichen Stacheln sind auf den Boden gefallen. Mit ihnen auch das Gesicht, dessen Umriss er jetzt auf der Wand ahnt. So das zusammenschnürende Gefühl loswerden, dass er versagt, dass er nicht standhält. Wenn er das Telefon abnimmt, fühlt er sie am anderen Ende des Drahts, fühlt ihren giftigen Atem, lauscht, antwortet nicht, hängt auf. Er reagiert nicht aufs Läuten, nimmt das Telefon nicht ab. Die Zungen könnten sich den Weg durch den Hörer lichten und ihm einen verräterischen Gedanken einflüstern. Ihn ins Ohr spucken, direkt in sein Hirn. Die Zeit verdichtet sich und stellt sich ihm unter die Füße wie ein meterhohes Schneebrett, wie ein zottiges Plaid. Über das er stolpert. Der schwere Körper, der die Beine langsam auf Schneckenhäusern schiebt, die über den Boden verstreut sind. Wenn solche Tage wie ein Fluss aus Honig davonfließen, wenn die unsichtbare Hand sie Zentimeter für Zentimeter zertrennt, begegnet er wieder demjenigen, dessen Gesicht ihn im Spiegel nicht stört. Er wird davon schwanger, wächst Stunde um Stunde. Wie eine Schlingpflanze klettert er über die Beine, die Arme, ins Hirn, vom Blut weitergetragen. Er pocht gegen die Kapillaren, Venen, Schlagadern.

Lébl beobachtet, wie er versucht hinaus zu gelangen, beugt sich zum Handgelenk nieder und redet ihm lange Minuten zu. Da sein Gesicht zurückgekehrt ist, weil es das Monster aus dem strömenden Blut verdrängt hat, kann er das Zimmer verlassen. Er geht hinaus, erwidert noch nicht die Grüße anderer Leute, er ist noch auf der Hut, noch sträubt und verdächtigt er sich aus purem Selbsterhaltungstrieb, ist nicht voll Herr seiner selbst, kann nicht über andere herrschen. Doch ist es schon möglich, die Mundwinkel zu bewegen. Schon wachsen ihm Flügel, er wird kreisen und die angesammelte Energie rauslassen, er wird sich für die Tage entschädigen, an denen ihn der andere, den er hasst und fürchtet, mit seiner gewalttätigen Stumpfheit in die Tiefe zerrt. Wer von ihnen ist der erste, wer der zweite. Er wusste immer von ihnen. Immer wusste er, dass er außergewöhnlich ist, über diese seine Außergewöhnlichkeit jedoch nicht reden kann. Er will sie im Schlummer nicht berühren und wecken, er weiss, dass der andere wieder erwacht. Ihn in die Finsternis ziehen, sein Leben verschleiern wird. Am schwierigsten ist dieses Wissen. Dass er wieder erwacht und dass der Raum zum Flüchten noch enger wird. Die Hand von draußen, die ihn rausziehen würde, drängt sich durch die einzige Ritze, die noch Erleichterung verschafft. Der Erleichterung zu folgen ist viel schwieriger als zu bleiben. Das Ungeheuer in sich konnte er mit Pillen einschläfern. Er konnte es ermüden, abstumpfen. Mit ihm würde aber auch der mit den Flügeln erschlaffen, der zur Decke und dann zum Himmel schwebte, der vor Energie strotzte, der auf der Bühne atmete und Szenen malte, Figuren an Fäden zog, ihnen Gesten zuteilte. Die nur für ihn lesbar waren. Auf jeden Fall

bewusst durchleiden. Die Pillen lässt er aus, den Pegel des schlafenden Ungeheuers wird er nicht einfrieren. Damit er den Engel treffen kann. Das Leiden, welches ihn verzehrt, kann er auf der Bühne umwandeln. Auch in Wörter, die letzten Sätze des kleinen Notizbuchs. Das Theater ist ein Narkotikum. Er verschafft sich dadurch Erleichterung. Die Inszenierung, das ist sein wahres Krankheitsbild. Das Theater als die intimste Diagnose. In welcher Furcht Sie nur immer leben, Junge, in welcher schrecklicher Furcht.“

21.–27.11. 2007, Wiesbaden